Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 8

Artikel: Glück in den Alpen : aus einer Familienchronik
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066967

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

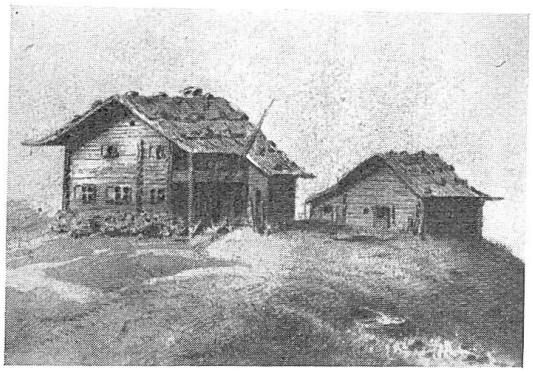
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Glück in den Alpen



Der Webersche « Familiensitz »

Aus einer Familienchronik

Die nachstehenden Schilderungen stammen aus der Familienchronik einer Bündner Familie. Sie wurde von Frau Emilie Manatschal-Weber (1847—1919), der Gattin des Regierungsrates Manatschal, in den Jahren 1911/12 verfaßt. Das Manuskript hat uns ihr jetziger Besitzer, Herr Hans Weber-Zimmerlin in Chur, zur Verfügung gestellt.

Mit der Lebensbeschreibung ihrer Großeltern und Eltern beweist die Verfasserin eindrücklich, daß unsere Vorfahren trotz ihren einfachen Verhältnissen keineswegs kulturlos lebten. Als treue Hüter guter schweizerischer überlieferung wies ihr Leben mehr Form und mehr Haltung, also auch mehr Kultur auf, als das von manchem unter uns, der über größere Geldmittel, bessere Schulung und den letzten Komfort verfügt.

Das Fondei ist ein Hochtal, in der Gegend von Arosa, zwischen Weißfluh und dem Mattlishorn gelegen.

Vielleicht ermuntern diese Erinnerungen den einen oder andern unserer Leser, ebenfalls eine Chronik seiner Familie anzulegen und damit seinerseits einen wertvollen Beitrag zur Erhaltung unserer guten Traditionen zu liefern.

Mein Grossvater Joos Weber ist im Jahre 1785 geboren. Man hätte ihn den «Glücklichen» nennen können, denn er liebte die Welt, das Leben der Seinen und er wurde wieder geliebt von vielen. Mir ist gesagt worden, das Herz habe einem im Leibe gelacht, wenn man ihn daherschreiten sah, aufrecht, fröhlich, blühend, mit leuchtenden Augen und blitzenden Zähnen. Kein Leben, meinte er, komme dem des Bauern gleich, der aus eigenem Grund und Boden seinen Unterhalt herausarbeiten dürfe und dabei der Hilfe gesunder Kinder nicht entbehre. Sein ganzes Haus hatte er in Holzbeigen eingebaut bis zum Oberstock. Aber diese waren so symmetrisch geordnet, dass sie fast wie eine glatte Wand aussahen. Die Fenster blinkten daraus hervor wie Schießscharten. An der hintern Hausseite waren die Beigen über der Türe zusammengebaut und waren so breit, dass man wie durch einen Tunnel ins Freie gelangte.

Wie am Wohnhaus des Joos Weber das Brennholz, so war an seinem Stall das Bauholz in bester Ordnung gelagert, so, dass es eigentlich zur malerischen Zierde des Heimwesens diente. Joos hatte immer etwas zu bauen. Er erhielt seine Zäune, er flickte seine Dächer, er bastelte selber alles nötige Milchgeschirr und die Küchengerätschaften, er schnitzte die kurz- und langstieligen Löffel und versah sie mit bescheidener Zierat, er schnitzte aber auch

Fondei, Blaktenalp mit Strassberg

Behördlich bewilligt 7. 10. 40 Photo: Fiechter, Arosa

Hans Weber (1812—1885) der Vater der Verfasserin

eine Kette aus einem einzigen Stück Holz ganz tadellos. Sie hing über dem Tisch in der Ecke und abends wurde das « Standlicht » in das unterste Glied eingehängt.

Sein Hauptstück aber war ein kunstvoll geschnitzter Holzpfeil für das Haar seiner jungen Frau. Im Jahre 1810 hat er sich mit Anna Engel von Langwies verheiratet. Sie entstammte einem hablichen Bauernhaus, das aber in den Kriegszeiten, welche die Wende des Jahrhunderts so hart und schwer für unser ganzes Land machten, um seinen ganzen Viehstand gekommen, also verarmt war. Versprengte französische Horden wälzten sich durch das Schanfigg. Nächtlicherweile wussten die armen Teufel sich noch nach und nach der gesamten Lebware Engels zu bemächtigen, schlachteten und verspeisten sie. Die Eindrücke dieser Schreckenszeit, zu denen sich diejenigen gesellten, welche in diesem weltfernen Tale von den Leiden früherer Jahrhunderte noch lebendig waren, haben sich bei Anna Engel nie recht verwischt. Kein Besitz schien ihr je sicher, sie traute keinem Glück und Reichtum schien ihr ein verhängnisvolles Gut. In den letzten Jahren vor ihrem Tode sang sie in der Dämmerung jeden Abend ein geistliches Lied mit zitternder Stimme

oder sie sprach laut ein Gebet. Nach dem Amen faltete sie nochmals die Hände und bat: « Und so behüte uns denn der liebe Herrgott vor Krieg, Pestilenz, Feuersgefahr und gähem Reichtum. »

Ihren guten und schönen Gatten hat sie leidenschaftlich geliebt und beklagte bis zuletzt seinen allzufrühen Hinschied, den er leider selbst verschuldete. Eine edle, alte Sitte bestimmte, dass zu Seiten des Pfades, welchen man Sonntags zum Kirchgang benützte, kein Holz aufgerüstet werden durfte, damit die Gedanken der Wandelnden nicht von Gott abgelenkt und irdischen Dingen zugewendet würden. Nun hatte Joos, dessen vergessend, Holz zu einer Stallbaute längs des Weges gerüstet. Die « Strafe » konnte nicht ausbleiben. Eine rasch verlaufende Lungenentzündung raffte den kraftvollen Mann dahin.

Arbeit und Liebe

Joos und Anna Weber hatten drei Söhne. Mein Vater Hans (1812—1885) verlebte mit seinen zwei Brüdern eine selige Kindheit. Von Krankheiten wusste man nichts im «obern Haus». Spielzeug und Kinderbücher haben sie nie gesehen. Im Sommer bot die Natur das Rohmaterial zu den Unterhaltungsgegenständen, die sie sich selbst schufen. Im Winter spielten sie mit den gebleichten Gelenkknochen der geschlachteten Tiere. Diese stellten, je nach ihrer Grösse, einen sehr mannigfaltigen Viehstand dar, und unerschöpflich waren die Spielarten, die man mit dieser Herde ausführen konnte. Bald liessen die Knaben die Rinder in stolzem Zug zur Alp ziehen, bald drängte sich ihre Lämmerschar auf Weideplätzen zusammen. Die Ziegen standen auf dem Rand der Bänke und Gesimse. Dann wurde gehandelt, getauscht, gestohlen, wie in den Kriegszeiten, versteckt und wieder gefunden. Tragisch gestaltet sich das Spiel, wenn einzelne oder ganze Herden von der Ofenbank in Abgründe fielen, zusammengelesen und begraben werden mussten. Mein Vater hatte nie das Gefühl, dass ihnen irgend etwas zum vollen, schönen Kindheitsglück gefehlt habe.

Die beste Würze desselben war aber vielleicht doch die Arbeit unter der gütigen Leitung der Eltern. Sie wurden früh zu allem Erdenklichen angehalten. Die grösste Kraftprobe aber hatten die heranwachsenden Knaben zu bestehen, wenn das Heu der Bergwiesen, namentlich derjenigen unter dem Gipfel des Mattlishorns, eingeheimst wurde.

Während der ganzen Zeit der Heuernte übte Joos, mein Grossvater, einen klugen Selbstbetrug im Hause, indem er die grosse Schwarzwälderuhr um zwei Stunden vorstellte. Es hiess dann, « ich und meine Frau stehen um 4 Uhr auf », aber eigentlich war es ja 2 Uhr. Die Buben schreckte man mit dem Ruf: « Es ist schon 6 Uhr » aus den Betten, aber es war ja 4 Uhr. Das ganze Haus nahm nach und nach die falsche Zeit für die rechte in Treu und Glauben an.

So besorgte dann der Vater bei der ersten « Lüteri » Stall und Viehstand, die Mutter die Milchwirtschaft, Haus und Küche. Dann wurden die Knaben aufgenommen, man vereinigte sich mit Gebet zum Frühstück und begann den Aufstieg zu den Bergwiesen durch kühle Schatten. Voran ging der Vater mit den Werkzeugen, dann folgte die Mutter mit den zusammengerollten Heublachen, hinten nach zottelten die Buben mit allerlei Bündelchen und Kübelchen, in denen die Nahrungsmittel steckten, und wenn der erste Sonnenstrahl über die Höhe glitt, sahen sie dort auch schon den geliebten Vater, dessen Sense blinkend durch das Gras fuhr und der ihnen entgegenjauchzte. Jetzt ward's ernst. Sie überholten die Mutter und standen bald oben, an der duftenden Berglehne, blickten auf die schimmernden Firnen, Hörner und Gipfel, die jenseits in goldenem Glanz sich vom Blau des Himmels und dem Blau der Schatten abhoben und atmeten die Leib und Seele erquickende Luft. Nun an die Arbeit! Und es ward ihnen viel zugemutet. Sie mussten sogar auf ihrem jungen Nacken schwere Heu-

Photo: Victor Staub

bündel zum Gaden tragen, so dass sie dort manchmal wankend, ächzend und an allen Gliedern zitternd ankamen. Der Hauptmoment des Tages war für sie das Mittagessen. An einem windgeschützten Plätzchen ward es eingenommen, zuerst der Milchreis, gespickt mit Kastanien, den man unter sämtlichen abgezogenen Röcken warm gestellt hatte in seinem dickwandigen Kübelchen. Still griff man zu, denn man war erschöpft. Den Knaben verblieb gerade noch soviel Geistesklarheit, dass sie ihre Löffel immer da eintauchten, wo die meisten Kastanien zu vermuten waren, so dass manchmal zwei, drei Löffel aufeinanderklapperten, die die Mutter mit dem ihrigen auseinandertrieb. Wenn das Herumreichen von Fleisch und Speck begann, zeigte sich auch wieder der frohe Sinn der Familie, und gar wenn der Deckel vom Milchkübelchen gehoben wurde, an dem eine feste « Luckmilch » sich angesetzt hatte, die stets den Buben zugesprochen wurde. Wenn sie dann noch ihre Löffel, so oft als sie nur wollten, in die herrlich gelbe Milch eintauchen durften — da war alle Müdigkeit vergessen. Der letzte Rest aber gehörte dem Vater. Er setzte das Kübelchen an die Lippen und löschte mit einem lechzenden Zug seinen letzten Durst.

Nun schien es ihnen, als ob die wiederkehrende Kraft in allen Pulsen hämmere. Mit einem Ruck schwang der Vater sich auf die Füsse, jauchzte hell in die klare Luft hinaus, und die Buben stimmten ein, dass es an allen Flühen widerhallte. Die arme Mutter allein musste ihre Herzenswonne in sich verschliessen, da die Sitte jedem weiblichen Wesen das Jodeln und Jauchzen untersagte! Erst wenn die Schatten langsam aus den Tiefen emporzuwandern begannen, rüstete man sich zum Aufbruch. Und während die Gipfel sich rot und röter färbten und in schier körperloser Verklärung fast wie Luftgebilde aussahen, ging man, vereint in inniger Liebe, heimwärts. Viel Glück hat mein Vater im Leben erfahren, aber keines hinterliess ihm bis zu seinen letzten Tagen eine so reine, selige Erinnerung wie der Heuet auf den Bergwiesen.

Einer für alle — alle für einen

Die Fondeier hatten ein ungeheures Wiesengebiet, steil und bucklig. Bis aber nicht das letzte Hälmchen beim Heuen gefallen war, nahm kein Mann eine andere Arbeit vor. Wer mit seinen Wiesen fertig war, half dem, der krank oder in Trauer war, oder dem, der mehr besass, denn man hielt ihn deswegen noch nicht für einen Schelm an den übrigen wie heutzutage. Dafür half der Reichere dem Aermeren bei andern Verrichtungen, zum Beispiel beim Bauen.

Welche Mühe verursachte schon das Zurüsten der Steine in dem hügeligen sogenannten «Tal», das nur von Fusspfaden durchzogen war. Und gar das Beschaffen des Holzes aus dem Fideriser Wald, oder dem Schmiedenwald bei Langwies! Da half mit, wer konnte, und zwar freiwillig und ohne Lohn, wie beim Heuen. Hingegen wurden die Helfenden beköstigt. Lange voraus wurde der Tag festgestellt, an dem mit einer Baute begonnen werden sollte. Dann erschien jeder, der abkömmlich war, mit seinem Werkzeug, und es begann das Messen, Sägen, Abschroten, während der Maurer das Fundament und den Kamin erstellte. Die gesamte Zimmermannsarbeit wurde durch die wackern Fondeier geleistet. Schliesslich hatte nur mehr ein Schreiner die Türen und Fenster, die Wandbänke und das Sgäffli (Büfett) zu machen, und das Blockhaus war fertig. Die Möblierung bestand aus ein paar in die Ecken eingebauten Betten, ein paar Stühlen, einem Brett über der Türe, auf dem der Familienkamm lag, und einem Brett über den Fenstern, wo der Kalender, die Bibel und das Schreibzeug waren. Gewaschen hat man sich am Brunnen, und zum Trocknen hing das Familienhandtuch neben der Stubentüre.

Dass bei den Holz- und Steintransporten und bei den Bauten es manche Quetschungen, Brüche und Wunden gab, ist begreiflich. Die letzteren wurden mit altbewährten Hausmitteln, zuweilen aber in mangelhafter Anwendung, geheilt, so dass der Patient Höllenschmerzen erlitt. Brüche schindelte man ein, so gut man es

Photo: Hans Baumgartner

konnte, und war der Fall schwer, so holte man einen Wasenmeister. Zu meines Vaters Zeiten war der « Strahlegger », der in der zerfallenen Burg Strahlegg bei Fideris hauste, berühmt, und er scheint eine gewisse Geschicklichkeit besessen zu haben. Trotzdem sah man im Verhältnis zu der Handvoll Leute, welche Fondei bewohnten, zuviel Männer und Frauen, die irgendein mangelhaft geheiltes Glied aufwiesen. Auch meine Grossmutter hatte eine struppierte Hand.

Nur Blutungen wurden rasch und sicher gestillt, und zwar durch meinen Grossvater. Er besass die geheimnisvolle Gabe, durch Handauflegen Schmerzen zu mildern und Blut versiegen zu machen. Das ist mir von verschiedenen so bestimmt bestätigt worden, dass kein Zweifel daran aufkommen darf.

Ein dunkler Punkt in Vaters Kinderleben war die Schule. Sapün, Langwies, Fondei hatten zusammen einen Lehrer, und der hielt während des Winters an jedem dieser Orte zwei Monate lang Schule. Gelehrt wurde Lesen, Schreiben und Rechnen, und Lehrer war, wer sich dazu pressen liess, manchmal eine ganz ungeeignete Persönlichkeit, die mit Hauen und Poltern Licht in die Köpfe bringen wollte. Das liessen sich die aufrechten Fondeier Buben nicht gern gefallen, und so haben einst Vater und seine Genossen sich auf fürchterliche Art zur Wehr gesetzt. Während des Unterrichts schlich der Aelteste ins Freie, unter das Fenster, und fing an zu spektakeln. Grimmig schoss der Lehrer ans Fenster, zog den Schieber beiseite und steckte den Kopf hinaus. In diesem Augenblick drückten die Knaben den Schieber fest an seinen Hals, so dass er gefangen war. Er schlug aus mit Händen und Füssen, aber je wilder er sich gebärdete, desto fester drückten sie, ja, schliesslich hängten sich ihm die Kleinern an Beine und Arme, bis er Gott ergeben, blau und nach Luft schnappend im Fenster hing und alle Bedingungen annahm. Diese waren: anständiges Benehmen, keinerlei Schläge, Zerbrechen des Steckens, Straflosigkeit der Schuldigen!

Es war überhaupt noch viel ungebändigte Wildheit in diesen Kindern der Einöden. In Langwies schlossen Buben und Mädchen ihre Schulzeit mit einem Ringkampf ab, der auf dem « Tanzboden », einem freien, ebenen Platz, stattfand. Leidenschaftlich fuhren sie aufeinander los und suchten sich gegenseitig zu bodigen. Natürlich war die mehr oder weniger schwer erkaufte Niederlage der armen Mädchen das Ende. Einmal aber hat eine Langwieser Brunhild nicht nur ihren Partner, sondern einen der tapfern Jungen nach dem andern siegreich und scheinbar ohne Erlahmung ihrer Kraft geworfen. Sie hiess Urschla Roth. Ihr Bruder, Klas Roth, war der stärkste Bündner damaliger Zeit. Es war im Grunde der hier früh entschiedene, in Ewigkeiten dauernde Kampf zwischen Mann und Weib.

Auch von einer starken jungen Frau weiss ich zu erzählen. Sie wohnte in Sapün und fühlte ihr Stündlein nahen, und noch war die kleine Lägel Wein nicht gebracht worden, welche der Säumer für sie in Langwies eingestellt hatte. Man hielt damals den Wein, der sonst nicht getrunken wurde, für das beste Kräftigungsmittel, und deshalb wollte sie ihn nicht entbehren. Da nahm sie den Weg unter die Füsse, stieg nach Langwies hinunter, liess sich die Lägel auf den Nacken laden und klomm wieder aufwärts — alles unter grossem Unbehagen und allerlei Anfechtungen. Es war höchste Zeit, als sie daheim ankam. Der kleine Erdenbürger feierte bald seinen Einzug in die Welt.

Das Bad am Sonntagmorgen

Es muss ums Jahr 1854 gewesen sein, und der dienstbereite Pfarrherr hiess Brassel. Er war ein eigenartiger Mann, kindlich naiv und unfähig, sich auch nur im geringsten zu verstellen oder gar zu lügen. Was er sagte, war gerade, offen, ehrlich und ernst gemeint. Was er für richtig hielt, das führte er durch, auch wenn es auffiel oder lächerlich herauskam.

Als er z. B. eines Sonntags, übermässig erhitzt, von der ersten Predigt, die er

in Arosa hielt, zurückkehrte und die Gemeinde schon vor der Kirchentür versammelt sah, er sich also nicht daheim noch ein bisschen erfrischen und abkühlen konnte, setzte er sich schnell für einen Augenblick in den Brunnentrog und stieg dann seelenruhig mit nassen Hosen auf die Kanzel.

Wenn es windete, band er seinen selten dem Kopfe angepassten Zylinder mit einem bunt gemusterten Taschentuch fest.

Vor Jahren hatten die Langwieser einmal gefunden, es sei nicht nötig, den Pfarrern zu dem « grusam » vielen Geld auch noch eine fette Pfrundwiese nachzuwerfen, und sie bestimmten dazu ein recht unfruchtbares Stück Boden. Brassel war aber auch nicht auf den Kopf gefallen. Und als er es antrat, sagte er sich, wenigstens ein bescheidenes Vergnügen sollte da noch zu erholen sein. Und so war es auch! Im Frühjahr lud er auf einen Tag die Ledigen ein, damit sie ihm helfen, das Grundstück zu räumen. Da wurden Steine zusammengetragen und weggekarrt, alle Baumstrünke ausgegraben, Stauden ausgerodet, Löcher ausgefüllt. Mit Lust und Freudigkeit arbeitete man für den hochgeschätzten Pfarrherrn manches Jahr, bis eine ganz anständige Pfrundwiese dastand, und abends führte er immer scherzend das fleissigste Jungfräulein an seinem Arm ins Pfarrhaus. Die andern folgten, und ein splendider Kaffee schloss den Tag ab.

Eine grosse Rolle in Langwies spielte damals Frau Cathrina, eine jüngere Witwe, die durch Erbschaft in den Besitz des zweiten der herrschaftlichen Pelizzarihäuser gekommen war, das sie mit ihren Kindern Paul und Luzia Janett bewohnte, beide Altersgenossen meines Vaters. Sie war sehr klug und hatte einen überlegenen Verstand.

Meine Grossmutter war mit ihr befreundet. Sie hatte sogar ein Feiertagsgewand und ein paar gute Stiefel bei ihr eingestellt und wechselte ihren Anzug, wenn sie zur Kirche ging. In Frau Cathrinas Unterhaus stand ein langer Tisch mit Bänken zu beiden Seiten. Sonntags konnte jeder, der aus den Bergen zur Kirche kam, sich nach dem Gottesdienst hinsetzen und seinen Löffel in die grossen Schüsseln voll heisser Suppe tauchen, welche die gute Frau auftragen liess. Wie oft kam meine Grossmutter von Fondei herunter, bis an die Knie durchnässt und beschmutzt, im Winter mit Eisquasten am Rocksaum, mit bereiften Strümpfen, mit Stiefeln, deren erstarrtes Leder die Füsse wie Schraubstöcke zusammenpresste! Da tat denn der Wechsel und ein Plauderstündchen im warmen Stübchen vor und nach der Kirche unendlich wohl! Glücklicherweise kannte man damals keinen Modewechsel, und so hielt denn das eine, selbst gesponnene und gewobene Feiertagsgewand aus, solange Grossmutter in die Kirche gehen konnte. Auch alles, was sie für die übrige Familie oder den Hausstand machte, war von fast unbegrenzter Dauer. Sie hätte sich also nicht überarbeiten müssen. Trotzdem war sie ihr Leben lang wie's Wetter hinter dem Spinnen, Stricken und Weben her, und als sie starb, waren eine Menge Männer- und Weiberkleider, Strümpfe und Bettstücke da, die nie in Gebrauch gestanden hatten . . .

Der Kiltgang

Die « Ledigen » zogen meinen Vater nun auch in ihre Kreise. Sie weihten ihn in die Geheimnisse des Hengerts (Kiltgangs) ein, dem er zwar noch fernzubleiben hatte, liessen ihn aber allerlei Schabernack mit ihnen ausführen. So gelang es ihnen in einer Sturmnacht, die Kuh eines missliebigen Bauern in Inner-Fondei unter den unsäglichsten Anstrengungen auf dessen Hausdach zu praktizieren, wo sie an das Kamin angebunden und auf liebenswürdigste Weise veranlasst wurde, auf dem dort errichteten Heulager Platz zu nehmen. Als sie sich aber bei dem ersten Tagesschimmer umsah und ihren Standpunkt überdachte, da musste sie sich sagen, dass es für eine Kuh aus gutem Hause unhaltbar und tief beschämend sei. Sie begann ihren Jammer in lauten Klagetönen auszustossen, und darob erwachte der Bauer, der nun fast nicht wusste, wie

das Tier heruntergeholt werden könne, da die Nachtbuben alle Bretter, Tramen usw., mit denen sie sich beholfen, versteckt hatten. Ihre Schadenfreude und ihr Triumph waren gross, auch ihr Dank gegen den Himmel, der Donnerschlag auf Donnerkrach geschickt und so ihre Arbeit übertönt hatte.

Aber auch gegen Altersgenossen erwiesen sie sich recht grausam. Ein etwas blöder Kamerad hatte seine Glotzaugen auf ein hübsches Mädchen geworfen, das sie ihm nicht gönnten. Als eines Abends alle Anzeichen dafür sprachen, dass er zu ihr schleichen werde, versteckten sie sich im Schatten eines Mäuerchens, das er überklettern musste. Lautes Schnaufen bekundete sein Kommen. In dem Moment stieg Vater, eingehüllt in den langen grauen Reitermantel des Junkers, auf das Mäuerchen und stand dort wie ein fürchterliches Gespenst in starrer Ruhe. Ein entsetzlicher Schrei, und der arme Sponsierer warf die zinnerne Weinkanne und das Bündelchen mit den Esswaren weg, stürzte zum Haus der Geliebten, sank an der Schwelle zusammen und schrie kläglich: « Ontschi, mis Ontschi, kumm oper, i fürchtemer grusam! » Inzwischen hatten die Nachtbuben sich der weggeworfenen Vorräte bemächtigt und verzehrten sie in lustigem Beisammensein. Dem «Ontschi» aber ist in dieser Nacht der Freier grausam entleidet, und sie hat ihm den Laufpass gegeben.

« Gehengert » wurde überall bei uns, aber ich zweifle, ob sonst noch irgendwo unter so ehrbaren, altväterischen Formen wie im Fondei von Anno dazumal. Ohne feste Heiratsabsichten, bloss so des Vergnügens wegen, liess dieses ernste und nüchterne Bergvolk sich überhaupt nicht in einen Hengert ein. War dieser beschlossene Sache, so bepackte der Jüngling sich mit einer zinnernen Tragkanne voll Wein und einem rotgestreiften Bündelchen voll Bindenfleisch und Speck. In tiefer Nacht schlich er zum Haus der Geliebten und pochte. Oben öffnete sich ein Fensterchen, und eines der Eltern frug, wer da sei. Kaum hatte er sich genannt, so kam die zweite Frage, ob denn irgendwo ein Unglück passiert sei, oder was es sonst gebe. Nun musste er mit dem Wunsch, die Tochter zu besuchen, herausrücken. War er nicht willkommen, so wurde er unter irgendeinem Vorwand abgeschoben. Im umgekehrten Fall erhielt er die Weisung, zu warten. Irgendwer humpelte die Treppe herunter, geleitete ihn in die Stube, verschwand, und bald erschien das Töchterlein, das sich inzwischen in seine bescheidenen Kleider geworfen hatte. Nun kam ein nach unsern Begriffen sehr komischer Moment. Der Liebhaber drehte den Griff der Weinkanne auf, füllte von den bunt bemalten Gläsern, welche sein Schatz dem « Sgäffli » entnommen hatte, das eine und trug es in den Oberstock, in die dunkle Kammer der Eltern. Ihre bewillkommenden Stimmen wiesen ihm den Weg zum Bette, wo man nach dem Glase tastete, den Wein verkostete und jedesmal als « b'sunderbar guat » rühmte, auch sich erkundigte, wo man « derglichan excellenta Wy » sich verschaffen könne. Dann erst war der Weg für den jungen Mann ganz frei. Das Mädchen hatte inzwischen die schneeweisse, wohlschmeckende «Pitta» gerüstet, die in jedem töchtergesegneten Hause gebacken wurde, und es begann das ersehnte ungestörte Beisammensein. Man hatte aber doch etwas getan, damit die Eltern sich mitfreuen konnten, man hatte ihnen von dem Wein gegönnt, der die Stunden des Beisammenseins verschönern sollte und der damals in keinem Haus, ausser dem meines Grossvaters, gehalten wurde. Dort lag in der dunkelsten Kellerecke ein kleines Fässchen, das wie Gold geschont und nur in Augenblicken höchster Erschöpfung nach und nach geleert wurde.

Der « Hengert » dauerte manchmal ein paar Jahre, ehe man sich zur Verlobung entschloss, und diese wurde erst als perfekt betrachtet, wenn das Mädchen eine Goldmünze annahm, oft bis 100 Gulden an Wert. Es war also eine Art Brautkauf, nur dass der Preis dem Mädchen zufiel und nicht dem Vater. Ich sah noch manche derartige Münze, zum Teil waren sie

durchbohrt, weil man sie hie und da als Anhänger trug. Auch die Verlobung dauerte meist längere Zeit, nach dem Grundsatz « nume nit gsprängt », und erst vor der kirchlichen Verkündung wurde sie den nächsten Verwandten bekanntgegeben.

Strengste Sittenreinheit herrschte, und höchst selten kam es vor, dass die jungen Leute sich vergassen. Wenn es aber doch einmal geschah, so wurde der Eheschluss nicht als genügende Sühne betrachtet. Jahrelang noch mussten sie aus der Zurückhaltung der Dorfgenossen erkennen, dass sie als minderwertig taxiert wurden.

Nur einmal im Jahr kam der Geist des Leichtsinns über die stillen Fondeier. Das war Ende September am Bergsonntag.

Die Jugend versammelte sich in der Schulstube, um zu tanzen, und die ältern Leute sahen zu, aber nicht ohne dass die Allerältesten sich empört dagegen auflehnten und laut beteuerten, zu ihrer Zeit hätten Verheiratete sich von solchen Narrenpossen ferngehalten. Im dichtesten Pfeifenqualm drehten sich die jungen Paare, die Burschen hemdärmelig, und zwar drehte jedes Paar sich unaufhörlich um seine eigene Achse, da der enge Raum keinen Rundtanz gestattete. Dazu blies ein Musikant die Klarinette und schlug mit dem Fuss den Takt, worin er von den herumsitzenden ältern Männern unterstützt wurde. Von weitem schon hörte man das Stampfen, Scharren, Schnauben der erhitzten Menschen, dazwischen einzelne Jauchzer oder den Schrei eines Mädchens, dessen Kavalier ihre Zehen als Tanzboden bearbeitet hatte. So ging es am Sonntagnachmittag, in der folgenden Nacht, und es soll vorgekommen sein, dass man auch den Montag und die Montagnacht vertanzte. Einmal im Jahr wollten eben auch die Fondeier ihre Lebenslast abwerfen . . .

Aber nicht nur einsame Hirten, sondern auch verständige Bewohner des Fondei hatten eine unüberwindliche Scheu vor fremden Menschen und Verhältnissen. Ein Verwandter meines Oehi Joos kam auf die erstaunliche Idee, mit seiner Frau eine Hochzeitsreise nach Chur zu machen. Alles ging gut, bis das Paar auf die Ecke unter Maladers heraustrat, von der aus man die Churer Wiesen bis zum Calanda überblickt. Da blieb die Frau stehen: « Bhüet is und bewahr is der tausig allmächtig Gott, wia ischt d'Welt so wyt! » Sprach's, wandte sich und wollte stracks heimlaufen. Der Mann hatte alle Mühe, sie nach Chur zu bringen. Andern morgens aber ging sie Meister. Er musste in wilder Flucht die Stadt mit ihr verlassen. Und das war nicht etwa eine von den Dummen! Die Einöde, in der sie gezwungen waren zu leben, machte stille und schüchterne Naturen nach und nach unfähig, sie zu verlassen . . .

* * *

Jurist und Moralphilosoph Prof. Dr. Hilty bereiste in jenen Zeiten Langwies und Fondei, weil er einen grossen Alpprozess zu führen hatte, welchen die Dörfer ihren Nachbarn aufgeladen hatten. Er erzählte mir, wie ungeheuer interessant es für ihn gewesen sei, in ein Volk und Verhältnisse zu blicken, die kulturell um mindestens 200 Jahre hinter denen des übrigen Kantons zurückgeblieben waren. Zum Beispiel fiel ihm auf, wie der Hausherr, wenn man ihn mittags bewirtete und die Suppe so besonders « räss » schmeckte, freundlich bat: « So nehmt doch und esset! Wir haben zwar nur siebenjährigen Schinken, aber bei dem und dem kann man zehnjährigen bekommen.» Ich konnte Hilty etwas noch viel Merkwürdigeres berichten. Meine Grossmutter hatte von ihren Eltern eine sogenannte «Specksita», d. h. den unzerteilten Speck eines halben Schweines in ihre Ehe mitbekommen. Als sie starb, hing diese « Specksita » noch unberührt in bräunlicher Pracht in der Luftkammer und bildete ein Denkmal unerschütterten Wohlstands, der das Verzehren mitgebrachten Gutes unnötig gemacht hatte. Durch 65 Jahre hatte sie sich in der reinen Luft frisch erhalten, nur war sie eben mumifiziert . . .